

Simeao Massango

ALTE HEIMAT MOSAMBIK
Vergangenes und Zukunftsträume

Erzählungen

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2012

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-95488-064-5

Copyright (2012) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,95 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Inhalt

Vorwort	7
Kapitel I.....	11
Einleitung	
Kapitel II	27
Die Flucht	
Kapitel III	63
Die Ankunft am Reiseziel	
Kapitel IV	75
Die Einreise in die UdSSR	
Kapitel V	122
West Berlin	
Kapitel VI.....	131
Bundesrepublik Deutschland	
Kapitel VII.....	165
Der Blick in die alte Heimat	
Kapitel VIII	214
Die Überraschung	
Kapitel IX.....	217
Bildillustrationen	

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Vorwort

Nach mehreren Jahren Abwesenheit konnte ich zum ersten Mal meine Heimat besuchen. Hier liegen die Wiege meiner Träume, der Spiegel der Wirklichkeiten und das Grabmal meiner Illusionen. Das Land hieß damals Überseeprovinz Portugal. Danach wurde es Volksrepublik genannt und heute nur noch Republik von Mosambik.

In so vielen Jahren fanden inzwischen enorme strukturelle und menschliche Veränderungen statt, sei es im positiven oder negativen Sinne des Wortes. Die damalige Stadt Lorenzo Marques existiert praktisch nicht mehr. Heute heißt die Stadt Maputo, neuer Name und auch neue Einwohner. Die afrikanischen Gesichter sind zahlreicher geworden bzw. sind überall zu sehen und signalisieren damit, dass der Untergang der ehemaligen Überseeprovinz vollzogen ist. Leider wirkt das Bild der Stadt verwahrlost und ungepflegt. Noch düsterer sieht es in den Armentsiedlungen am Rande der Stadt aus, wo fließendes Wasser, Strom und Straßen fehlen. Hier kann man sagen, alles ist genauso schlimm wie damals.

Die angenehme Überraschung war die Begegnung mit der jungen Generation aus Kindern und Jugendlichen im gleichen Alter wie ich damals, als ich aus dem Land mit meinen Träumen flüchten musste. Es war und ist bei allen Generationen das Zeitalter der Träume, der Kreativität und Hoffnung, wobei man die Welt und die Zukunft mit anderen Augen sieht.

Das Titelfoto stammt aus den 60er Jahren, aus jener historischen Epoche des wachsenden Widerstandes gegen die Kolonialherrschaft und Unterdrückung in Afrika. Es ist das letzte Foto aus der ehemaligen portugiesischen Kolonie Mosambik, das ich meiner Mutter zum Abschied hinterließ. Ich folgte dem Ruf der Revolution und ging ins Ausland, denn für uns Schwarze waren in der so genannten Überseepro-

vinz die politischen Äußerungen aller Art untersagt. Ich wurde als Freiheitskämpfer in die Parteifront für die Befreiung Mosambiks mit dem Sitz in Dar-es-Salam integriert und später als Dissident abgestoßen.

Bei jedem Besuch in der Heimat fühle ich mich immer wieder von den Erinnerungen aus der Vergangenheit überwältigt. Ich spüre die Zugehörigkeit zur mosambikanischen Natur und deren Menschen und ich teile dabei das Leiden und die Hoffnungen dieser Menschen. Aber nach erkämpfter Unabhängigkeit oder bei der Armut trotz der Unabhängigkeit, wie ist das Prinzip Hoffnung noch vertretbar? Die Sorge der Menschen ist verständlich, wo die dünnen Perspektiven fast im Rahmen der Fantasie definierbar sind oder wo die Enttäuschung anstatt der Hoffnung schneller wächst.

Nach meiner Rückkehr nach Europa und mit den neuesten Erlebnissen aus der Heimat, sehe ich mir manchmal die Nachrichtensendungen, Berichterstattungen oder Reportageinterviews aus Afrika im Fernsehen an. Ich sehe die jungen Leute, wie sie, genauso wie ich damals auf dem Abschiedsfoto vor der Flucht war, im gleichen Überlebenskampf involviert sind. Es sind Menschen mit Herz und Seele, wie alle göttlichen Geschöpfe auch – Jugendliche in Not –, sei es aus politischen oder ökonomischen Gründen, die ihre Heimat verlassen mussten. Auf der Suche nach besseren Lebensperspektiven sind sie bereit, wie lebensmüde Menschen vor dem Selbstmord, ihre Leben zu verlieren. Dabei kämpfen sie bloß ums Überleben. Aus ihren Augen und Gesichtern sind deutliche Zeichen von Angst, Traurigkeit, Armut, Hunger, Klage und Zorn zu sehen und für jeden aufmerksamen Zuschauer oder Beobachter zu verstehen. Das Ende der dramatischen Reise in die Ungewissheit kann für diese Menschen heißen: Verschwinden im Busch durch Erschöpfung nach längeren Fußmärschen ohne Nahrungsreserven, Begraben im Wüstensand oder auch Versenkung auf

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

den Meeresgrund mit selbstgebauten Booten oder im besten Fall Internierung in einem Flüchtlingslager in Europa.

Die Angehörigen Daheim warten zwischen Bange und Hoffnung auf Nachrichten, die in der Regel nie oder durch einen reinen Zufall kommen. Hier sei der Internationalen Menschenrechtsorganisation dank, der es nicht selten gelingt, auf der Spur von solchen dramatischen Situationen hinzukommen und ggf. deren Umstände zu recherchieren. Was die afrikanischen Regierungen angeht, sie zeigen keinerlei Interesse an dem Schicksal dieser Flüchtlinge, da sie zum Teil selbst die Ursache solcher Tragödien sind. Im Schatten der Nationalflagge gibt es unzählige Missstände, Grausamkeiten und Verletzungen der menschlichen Würde. Man benutzt den Namen Kolonialismus zwar nicht mehr, aber im Grunde genommen hat sich das Leben der Menschen in vieler Hinsicht nicht geändert.

Die Flüchtlingsdramen bleiben ein brennender Punkt solange am Ort keine radikalen Lösungen gefunden werden. Weinende Mütter mit Fotos von verschwundenen Söhnen und Töchtern werden die Zuschauer oder Leser noch öfter im Fernsehen sehen oder aus der Presse erfahren. Das bedeutet für mich persönlich, dass ich das Trauma der Vergangenheit wieder vor Augen bekommen werde, ohne jedoch beantworten zu können, wo eigentlich die Vernunft der Menschheit bleibt.

Das Buch beinhaltet die Fragmente meiner Erlebnisse, persönliche Beobachtungen und Eindrücke. Es ist also keine Autobiografie oder Geschichtsschreibung. Warum ein Foto so eine Bedeutung für die betroffenen Personen sein kann, wird der Leser im Laufe der Lektüre erfahren. Diese Geschichte ist nachträglich auch eine Erklärung für meine Tochter, die mich eines Tages mit dem Foto in der Hand weinend erwischte und sehr besorgt fragte hat: „Papa, weinst du?!“ Ich sagte: „Nein.“ Auch später als sie mit Verstärkung bzw. in Begleitung

von ihren Brüdern nachfragte. Das ist schon lange her, aber ich bin den Kindern die Wahrheit schuldig geblieben.

Leider muss ich zugestehen, dass ich kein guter Erzähler bin und den Leser vor einer Enttäuschung warne. Die Erzählung ist eigentlich Teil der afrikanischen Tradition, wie es unsere Vorfahren von Generation zu Generation getan haben, um die Geschichte des Volkes festzuhalten, da uns die Schrift noch unbekannt war. Es bräuchte aber eine gewisse Begabung und Geschicklichkeit, um die Zuhörer ständig unter der Neugierde und Spannung festzuhalten. Die Schriftsteller machen das auch auf andere Weise, in dem sie den Leser fesseln durch ihre literarische Kunst. Da ich weder zu dem einen, noch zu dem anderen gehöre, kann ich nur den Leser um Verständnis und Geduld bitten. Aber vielleicht doch ein bisschen Spaß?

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Kapitel I

EINLEITUNG

Das Echo des Freiheits-Tamtams verbreitete sich laut und mit großer Geschwindigkeit durch die Länder in Süd-Sahara und brachte frischen Wind der Hoffnung in die Dörfer und Schwarzen Ghettos der Städte. Nach der Unabhängigkeit von Kongo Leopoldville (heute Kischansa) bildeten sich heimlich Nationalwiderstandsbewegungen in Angola, Guinea Bissau und den Kapverd-Inseln, die sich dann in den Nachbarländern niederließen und sich entfalten konnten. Schon bald wurde Tanganyka unter Führung von Julius Nyerere von Großbritannien unabhängig. Kurz danach erlangt auch Uganda seine Unabhängigkeit mit Milton Obotte an der Spitze. Während Jomo Kenyatta den Mau-Mau-Aufstand gegen die Briten in Kenia führte, wurden die Proteststimmen für die Auflösung der Föderation von Rhodesien (Nord- und Süd-Rhodesien) und Njassaland immer lauter. In Süd-Afrika war das Apartheid-Regime ebenfalls unter starken Protesten der Bevölkerung und dem Widerstand der Freiheitskämpfer des African National Congress (ANC) und des Pan Africanist Congress (PAC) ins Schwanken geraten.

Im Jahre 1962 wurde in der Tanganykas Hauptstadt Dar-es-Salam die Befreiungsfront von Mosambik – Frente de Libertacao de Mocambique (FRELIMO) mit Dr. Eduardo Mondlane (Bildverweis 3, 4, 7) als gewählter Präsident gegründet. Schon im Jahre zuvor, nutzte Mondlane für einen Besuch in der Heimat seine Immunität als Mitglied des Dekolonisationskomitees der Vereinigten Nationen. Der Besuch galt als privat, dennoch dessen politische Relevanz konnte nicht hinwegtäuschen, angesichts der damaligen herrschenden Spannungskonflikte zwischen der schwarzen und weißen Gesellschaft. Die portugiesische Regierung hatte sich bis an die Grenze ihrer Macht und diplomatischen Beziehungen gegen den Besuch von Mondlane gestellt, aber vergeblich.

Das Fiasko war eine bittere politische Niederlage, die von der schwarzen Bevölkerung registriert und heimlich gefeiert wurde.

Das politische Bewusstsein der Menschen in Schwarzafrika steigerte sich seit dem Jahre 1957, als Dr. Kwame Nkrumah sein Land Ghana in die Unabhängigkeit führte. Sein Engagement für die PAN-Afrikanische Bewegung und seine Visionen über afrikanische Einheit sind unvergesslich und heute noch aktuell.

Die Politik von Präsident Nkrumah zeigte enorme Mobilisierungswirkung und gab den Freiheitskämpfern mehr Mut und Kampfbereitschaft gegen den Kolonialismus. Nach der Gründung von FRELIMO im Nachbarstaat Tanganyka wurde die Lage in Mosambik explosiv. Das Verbot für Meinungsfreiheit und politische Versammlungen erwies sich als ein fataler Fehler des portugiesischen Kolonialsystems. Die Behörden waren in dieser kritischen Zeit überfordert, die Menschen unter Kontrolle zu halten. Die Ereignisse kamen unerwartet, insbesondere die Feststellung, dass die bisher für unauffällig gehaltenen Gesichter doch Freiheitskämpfer verbergen könnten.

Die Polizei stand nun vor der Aufgabe, die vermeintlichen Terroristen aus der Menge der Bevölkerung aufzudecken und ggf. festzunehmen. Aber auf welche Kriterien sollten sie dann zurückgreifen, um die Freiheitskämpfer in jener Gesellschaft ohne politische Aktivität zu identifizieren? Die Briten ließen z. B. gewaltlose politische Veranstaltungen zu, um einfach die Gegner und deren Meinung zu registrieren. Um anhand dieser Strategie jemanden ins Gefängnis zu sperren, genügte eine konkrete Anschuldigung oder sogar ein banaler Vorwand.

Die portugiesische Polizei suchte und fand den Ausweg aus dem Dilemma folgendermaßen: Die Geheimpolizei machte sich überall breit, indem Agenten, wo nur möglich, infiltriert wurden und täglich die Abläufe im Leben der verdächtigen Personen beobachteten und registrierten, wer mit wem sprach, wann und ggf. worüber gesprochen wurde. Es musste alles über bestimmte Bürger herausgefunden werden:

was für Artikel oder Informationen sie aus den Zeitungen lasen, welche Radiosender sie hörten und wie sie darüber dachten. Kein Wunder also, dass die Rekrutierung für den Geheimdienst auch im Bekannten- oder Familienkreis stattfand, wo die Erfolgserwartung größer erschien.

Eine lückenlose und effiziente Überwachung der anti-kolonialen Stimmung der Bevölkerung war jedoch nicht möglich. Die Radioinformationen aus dem Ausland waren nicht zu stoppen. Es fehlte an technischer Ausrüstung, um die Radiosendungen, die für schwarze Zuhörer als Attraktion fungierten und eine Magnetwirkung hatten, zu stören oder auszuschalten

Das Regime geriet in Panik, fühlte sich bedroht. In den Augen der Behörden wuchsen die Systemgegner täglich wie die Pilze unter Sonnenstrahl. Daher stieg auch die Zahl der präventiven Festnahmen derjenigen, die Terroristen sein könnten.

Diese Maßnahmen wurden bald, nach dem Motto „alles oder nichts“, durch aggressive Propaganda im Radio und in der Presse ergänzt. Nach neuer Ideologie wurden alle kritischen internationalen Berichte über das Kolonialsystem sorgfältig aussortiert, zitiert, kommentiert und mit entschiedenem Widerspruch zurückgewiesen. Die koloniale Macht kippte damit die bisher geltende Strategie, wonach der Bevölkerung der Zugang zur Information gesperrt oder erschwert wurde, aber auch diese neue Entscheidung erwies sich für die Regierungsgegner als Vorteil. Es war in der Tat riskant, nachts heimlich bei geschlossenen Türen und Fenstern, die Hand stets am Lautstärkereger, Informationen aus dem Rundfunk zu bekommen. Man hatte furchtbare Angst er tappt zu werden oder von einem versteckt lauschenden Geheimpolizisten denunziert zu werden. Offizielle Kommentare ließen aber erraten, was man eigentlich erfahren mochte.

Von einer allgemeinen Entspannung der Lage war aber nicht die Rede. Im Gegenteil: Der Empfang von Nachrichten in der Dunkelheit war weiterhin für alle ein persönliches Risiko und ein Geheimnis zugleich.

Daher durfte niemand, mit Ausnahme von Vertrauenspersonen, es erfahren. Das Regime verfolgte nun eine Doppelstrategie: nämlich sich gegen die Kritik der Weltöffentlichkeit zu wehren und die eigene Politik zu rechtfertigen. Darüber hinaus ging es, die Bürger aus der Reserve zu locken und ihnen durch Gespräche eine Falle zu stellen. Für die Geheimpolizei war es viel einfacher die Menschen auf der Straße mit den aktuellen Themen zu provozieren und mit dem einen oder anderen ins Gespräch zu kommen. Aber die Zeit für Veränderungen war gekommen und war nicht mehr rückgängig zu machen. Die Menschen waren wie aus dem tiefen Schlaf wach geworden, um sich mit der Kraft der aufsteigenden Sonne auf einen passiven ggf. aktiven Widerstandskampf vorzubereiten.

Egal welche repressive Methode die Behörden immer durchdachten und einsetzten, sie konnten jedoch die Verschlechterung des politischen Klimas nicht verhindern. Wie vor dem Sturm, ließen die Nervosität und Unsicherheit auf beiden Seiten nichts vortäuschen. Die bewaffneten Portugiesen fühlten sich mit der ganzen Armee und dem Polizeiapparat vor der unbewaffneten Schwarzbevölkerung doch nicht so stark.

Der Rundfunk fing das Programm nunmehr mit der folgenden Meldung an: „Hier Mosambik/Portugal spricht die Sendestation in Lorenzo Marques.“ Also, das Wort Mosambik wurde künstlich mit Portugal ohne Sinn und Verstand untrennbar gemacht. Dann folgten schon die gewählten Kommentare über die Verschwörungstheorie und Fremdeinmischung in der Politik der Überseeprovinzen Portugals. Diese Unternehmungen und Aggressivität in der Wortwahl der Regierung Anhänger und Vertreter konnten nur als Dekadenz des Kolonialsystems empfunden werden. In Cabo Delgado, ehemaliger Distrikt im Norden des Landes, waren die Feindseligkeit und die Wutausbrüche der Weißen gegen die Schwarzbevölkerung schamhaft. Bei vielen Beobachtungen hatten die impulsive Haltung und Reaktionen der Weißen keinen unmittelbaren ~~Kausalzusammenhang. Es handelte sich ganz einfach um~~ ~~Kein Zusammenhang mit der Revolution gesehen~~

Hass. Sie reagierten irrational und benahmen sich schwach, wie ängstliche Hunde, die stark bellen und Zähne zeigen, um sich selbst Mut zu machen und den Feind zu beeindrucken.

Die Region Cabo Delgado liegt an der Grenze zu Tansania. Die Bewohner, wie heute noch, konnten die Nachricht aus der Hauptstadt Dar-es-Salam in Ki-Suaheli-Sprache empfangen. Das bereitete den Kolonialherren Kopfschmerzen, da es kein Mittel außer einem Verbot gab, es zu verhindern. Dieses durchzusetzen war technisch nicht machbar. Die Ohnmacht der Kolonialisten trug dazu bei, dass die Konflikte in der Gesellschaft unaufhaltsam eskalierten. Sie wollten partout nicht wahrhaben, dass vor ihrer Nase ein von Schwarzen geregelter Staat existierte. Sie konnten nicht dulden und akzeptieren, dass so eine Konstellation an der Grenze der „Überseeprovinz“ zustande gekommen war. Noch undenkbarer war die Vorstellung, dass diese Provinz eines Tages unabhängig sein würde.

In der kleinen Stadt von Cabo Delgado Montepuez arbeitete ich nach meiner Versetzung aus dem Zentralkrankenhaus Lorenzo Marques seit fast einem Jahr im Städtischen Krankenhaus. Die Stadt und die ganze umliegende Ortschaft befanden sich in einer Situation wie im Kriegsausnahmestand: Militärpatrouillen, Intoleranz und ein wegen der operierenden Geheimpolizei, die die Bewegungen der Menschen beobachtete und registrierte, permanentes Gefühl der Unsicherheit. Das Hauptziel war Zusammenkünfte zu verhindern. Kaum sammelte sich eine Gruppe von Schwarzen auf der Straße, wurde sie aus Angst von konspirativen Verdächtigungen gegen das Regime gelöst. Die Trennung von Schwarzen und Weißen funktionierte automatisch und scheinbar als die beste und gewünschte Lösung, Konflikte zu vermeiden. In manchen Situationen konnte man beobachten, wie sich zwei Männer verschiedener Hautfarbe bei zufälliger Begegnung verhielten: Ihre Blicke erinnerten an wütende Kämpfer im Boxring, die nur auf den

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Gong warten, aufeinander loszugehen. Hier reichte ein kleiner Vorwand, um Zünder für die Explosion des Konfliktes zu sein.

Die europäische Bevölkerung, mit Ausnahme von Kindern, nahm regelmäßig an militärischen Übungen teil, und fast jeder Portugiese besaß eine Waffe. Mein Chefarzt, der Militäroffizier war, musste zweimal die Woche zur Militärübung an die Grenze zu Tanganyka, wo sich eine große Konzentration von Soldaten und Militärausrüstung befand. Die ärztliche Tätigkeit, die ja viel Zeit für die Patienten forderte, stand im Schatten der Militärfunktion, zumal das Krankenhaus ein Anlaufzentrum von allen Krankheiten war. Das Pflegepersonal war bemüht durch erweiterter Aufgaben und Entscheidungskompetenz bei vertretbaren Behandlungsfällen die Lücke zu schließen. Wichtig war es, Patientenschäden zu vermeiden, gute Behandlung anzubieten und das Vertrauen des Chefarztes nicht aufs Spiel zu setzen. Er war ein ausgesprochen lieber Mensch, zugänglich für alle beruflichen Fragen, aber sonst zurückhaltend und ein Einzelgänger.

Das Krankenhaus hatte getrennte Sprechzimmer, Untersuchungs- und Behandlungsräume für schwarze und weiße Patienten. Nach meiner Qualifikation als Oberpfleger war ich mit voller Unterstützung des Chefarztes grenzenlos einsetzbar. Bei der politischen Spannung in Cabo Delgado war jedoch das Krankenhaus keine Insel des Friedens und der Freundschaft. Für die portugiesische Bevölkerung, die zur Behandlung kam, war nicht die Fähigkeit oder Qualifikation des Personales wichtig, sondern die Hautfarbe. Es gab zwar keine verbalen Angriffe, aber die Blicke und die Reaktion bei Begegnungen waren feindselig und unerträglich. Man hörte immer wieder die Frage im Chefsprechzimmer: „Herr Doktor, Sie meinen der Junge soll mir die Spritze geben? Oder den Verband wechseln?“ „Ja, der Herr Pfleger darf und kann das sehr gut“, antwortete der Chefarzt. Schadenfroh bei solcher rassistischen Impertinenz, war mein weißer Kollege, der es schwer hatte, gegen die Konkurrenz zu kämpfen. Zwei Oberpfleger in einem Krankenhaus:

hier war einer zu viel. Seit meiner Ankunft und der Übernahme der Tätigkeit rechnete er mit seiner Versetzung oder doch mit meiner. Wohin auch immer.

Eines Tages bat ich den Chefarzt um ein persönliches Gespräch, das am gleichen Tag nach Arbeitsende stattfand. Ich fing mit dem Thema Urlaub an. Es war aber nur ein Vorwand, denn bis zum geplanten Urlaubsantritt hätte ich noch viel Zeit gehabt und es hätte keine Personalengpässe gegeben. Es wäre also zu jeder Zeit möglich gewesen. Als der Chefarzt erfuhr, wann der Urlaub geplant war, betonte er es auch. Wir wechselten noch ein paar Wörter über Lorenzo Marques und dann kam ich zum Thema, das mir am Herzen lag. Ich fragte ihn, ob er dagegen wäre, wenn ich mich bis auf weiteres mehr um die Landsleute, die eigentlich die überwältigende Mehrheit der täglichen Patienten bildeten, kümmern würde. Der Chef lächelte mir ein wenig zu und sagte: „Vollkommen einverstanden, da sehe ich kein Problem.“ Natürlich war ihm der Grund wohl bekannt und ich würde den auch bei Nachfrage nennen, aber es ging ohne weitere Erklärungen.

Der Chefarzt war mir ein sehr sympathischer Mensch und tat mir auch leid. Ein junger Arzt am Anfang seiner Karriere, die sichtlich für das Regime nur die zweite Rolle spielte, da Soldaten und nicht Ärzte gefragt waren. Nach der Militärübung saß er in Gedanken versunken manchmal stundenlang erschöpft in seinem Büro und vergaß vorweg seine Militäruniform auszuziehen. Mein persönlicher Eindruck war, dass der Doktor kein Anhänger des Regimes war, eher auch ein Opfer. Die Salazar-Diktatur kannte weder Pardon noch Hautfarbe, wenn es um die Durchsetzung der Philosophie der Regierungsideologie ging.

Dem Chefarzt war die Lage bewusst und vielleicht wollte er deswegen keine Freunde um sich haben. Mit den Patienten war er stets sachlich und distanziert. Das Geschrei sowie die künstliche Überreizung und Aufregung mancher Portugiesen im Wartezimmer vor oder nach der Behandlung ließen den Arzt kalt. Es gab ja solche, die die Zuschauer

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

brauchten, um ihre Entschlossenheit gegen die sogenannten Terroristen zu zeigen und gleichwohl ihrem Patriotismus zu demonstrieren.

Mein Kollege war von meiner Entscheidung erleichtert, ich stand ihm nicht mehr im Wege, was die Behandlung der Privat- bzw. ‚Nicht-Einheimischen‘ Patienten betraf. Von meiner Seite aus, könnte ich genauso von Erleichterung sprechen, aber ich hatte persönlich nichts gegen meinen Kollegen. Es hatte mich nicht im Geringsten gestört und der Rest war sein persönliches Problem. Was mich anging, fand ich meine Befreiung oder Abstandshaltung solcher Chefpatienten gut, die mir eigentlich keinen Gefallen taten, wenn ich mich im Rahmen der Pflichtausübung um sie kümmern musste.

Das Leben in einer kleinen Stadt bot, außer Nervosität und Steigerung der Aggressivität der Minderheit der weißen Bevölkerung und deren Intoleranz, nicht viel Abwechslung. Diese war wiederum für die Entspannung der politischen Situation kein gewünschter Beitrag, sondern ein Ruf zur Provokation und Konfrontation. Aus Sicht der Vernunft profitierten jedoch weder die Europäer noch die Afrikaner. Die Gräben wurden nur noch tiefer.

Das Jahr näherte sich dem Ende und die Sehnsucht nach Familienangehörigen und Freunden wurde unauflöslich in mir. Ich war für den Urlaub reif. Nichts sprach dagegen. Ich durfte die ganzen dreißig Urlaubstage kurz vor dem Weihnachtsfest in Anspruch nehmen. Der Antrag war genehmigt und der Weg frei für die Abreise.

Zunächst nahm ich den Bus nach Porto Amelia, die Distrikthauptstadt, die heute Pemba heißt. Hier kaufte ich das Ticket nach Lorenzo Marques. Die Reise per Schiff dauerte eine Woche, da es sich um ein Handels- und Passagierschiff handelte, das an jedem Hafen haltmachen musste, um die Ware ein- bzw. auszuladen. So nutzte ich die Gelegenheit während der Stopps das Schiff zu verlassen und in die Stadt zu

fahren. Es lag mir auf dem Herzen die Eindrücke über die Menschen und das politische Klima zu gewinnen. Nach der Hafenstadt Beira, ohne Zwischenstopp in Inhambane, erreichten wir endlich Lorenzo Marques.

Die Reise hatte ich sehr gut überstanden und fühlte mich ganz und gar nicht müde. Das Erschreckende war die gesamte Atmosphäre, die einen schwer atmen ließ. Die Gesichter der Menschen auf der Straße verrieten Besorgnis und Reizbarkeit. Das war wie eine Unheilverkündung, die mich auf dem Heimweg ins Meer der Bedenklichkeit warf. Die Stimmung zu Hause und im Bekanntenkreis war, als ich ankam, tatsächlich nicht gerade berauschend, trotz meiner Anwesenheit und der laufenden Vorbereitung für das Weihnachts- und Silvesterfest. Es war so, dass eben in diesen festlichen Tagen die Polizei eine Offensive der Einschüchterung gegen die Bevölkerung führte, um Macht zu demonstrieren und um den Spaß und die feierliche Stimmung zu verderben.

Die bevorzugten Themen der Presse und des Rundfunks waren die angeblich von Moskau gesteuerten Terrorinfiltrationen in den portugiesischen Überseeprovinzen, die gleichzeitig die patriotische Bereitschaft zum Kampf erklärten und forderten. Viele von meinen alten Bekannten saßen im Gefängnis oder andere waren gerade entlassen worden und befanden sich noch unter Beobachtung. Die Beschuldigung lautete für alle, dass sie in subversiver Tätigkeit gegen das Regime involviert gewesen waren. Die Beweise für die Festnahme brauchte die mächtige Geheimpolizei nicht vorbringen, denn der Verdacht allein reichte ihr vollkommen. Im Übrigen, ohne Mühe für die Polizei, würden die vermuteten Terroristen sowieso im Gefängnis unter bestimmten Umständen den Grund ihrer Verhaftung selbst vortragen.

Die Einschüchterung und Gewaltanwendung sollten den Boden für die Gehorsamkeit und Komplexminderung schaffen und das Selbstbewusstsein unterminiert werden. Die Suche oder der Wunsch nach eigener afrikanischer Identität bedeutet, Unruhe bzw. Rebellion anstif-

ten. Die Schuldigen sollten durch die Strafe und Unterdrückung von der Unbesiegbarkeit der Kolonialmacht überzeugt werden. In der Finsternis dieser Ideologie ohne klare Überlegung machte sich die Geheimpolizei überall breit. Kontrollen auf der Straße gehörten zur Tagesordnung. Im eigenen Land musste der Einheimische sich dem Weißpolizisten ausweisen, dass er ein Mosambikaner war!

Am Eingang zum Kino, Theater oder Restaurant für die Weißen, benötigten die Schwarzen den Personalausweis als Bestätigung, dass sie zur Kategorie der ‚Assimilados‘ nach dem Kolonialgesetz anerkannt waren. Ansonsten war der Zugang verboten und die Eintrittskarte wertlos. Genauso war es bedeutungslos zu argumentieren, dass man für das Essen und Trinken zahlungsfähig sei. Darum ging es nicht, sondern offensichtlich um Demütigung und Provokation.

Dieser psychologische Terror und die ganzen verbalen Angriffe waren, im Grunde genommen, ein Zeichen für Panik und Ratlosigkeit. Die Konsequenzen dieser Politik der Brutalität und Einschüchterung waren die Empörung und der Hass auf das Regime, anstatt Ruhe und Gehorsam zu verbreiten.

In vielen afrikanischen Kreisen wurde heimlich beim Treffen mit Freunden und guten Bekannten über den Widerstand geredet. So, wie die Portugiesen es einzuflößen versuchten, sollte es nicht mehr gehen. Dies war die Allgemein Stimmung in Lorenzo Marques, die sich kaum von der Stimmung im Norden oder anderswo im Lande unterscheiden ließ.

Ich besuchte das Zentralkrankenhaus und traf viele alte Bekannte wie Albino Maheche und Samora Machel. Maheche war es gelungen, Dr. Mondlane während seines erwähnten Besuches in Mosambik, zu treffen und mit ihm ein persönliches Gespräch zu führen. Nach Mondlanes Abreise wurde er verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Das Treffen mit Mondlane war für die Afrikaner untersagt und wer das trotzdem tat bzw. versuchte, machte sich strafbar.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Die offizielle Begegnung mit Mondlane wurde von den Regierungsrepräsentanten organisiert, wobei die Teilnehmer einer Vorregistrierung unterlagen, also eine Begründung oder Sondergenehmigung brauchten. Im Grunde war alles ein Narrenstreich, eine perfide Unternehmung. Mondlane hatte einen festgelegten Spielraum, wo er sich unter strenger Kontrolle der Geheimpolizei bewegen durfte. Maheche wurde später unter Bewährung aus dem Gefängnis entlassen und heimlich von Freunden und Bekannten als Held gefeiert und geachtet. Die gelungene Privatbegegnung mit Mondlane war der Beweis seiner Unerschrockenheit und Geschicklichkeit, die Respekt und Bewunderung hervorrief.

Wir trafen uns wieder und führten Gespräche über die Ereignisse der letzten Zeit, da der Briefkontakt wegen der Zensur nicht möglich gewesen war. Machel, der nach seiner Scheidung nun mit Frau Buque liiert war und heiraten wollte, zählte zum Freundeskreis. Wir sahen uns als Schwager, da Frau Buque, Maheche und ich zum selben Volkstamm der Schopi gehören. Das war aber Nebensache. In Wahrheit hatten wir einfach eine sehr gute freundliche Beziehung und Vertrauen zueinander.

Inzwischen pflegte Samora enge Kontakte zu Matias Mboa, der ein alter Schulfreund von mir war. Beide spielten mit dem Gedanken, irgendwann das Land bei Gelegenheit zu verlassen, wie es sich später bei weiteren Kontakten herausstellte. Dieser Idee hatte ich mich angeschlossen. Mboa, Machel und ich arbeiteten sehr intensiv zusammen auf der Suche nach Fluchtstrategien, ohne die Aufmerksamkeit der Geheimpolizei zu wecken. Es war so, dass nach der Festnahme eines Verdächtigen aus politischen Gründen, dessen Freunde auch in Gefahr waren, festgenommen und in verschiedene Gefängniszellen gesperrt zu werden. Mit den Häftlingen konnte dann die Polizei nach ihrem Belieben spielen: Fälschung von Fakten und Verdrehung der Aussage, um die Betroffenen gezielt zu desorientieren und gegeneinander aufzuhetzen. Die Befragungen wurden ja unter Folterbedingungen getrennt geführt und keiner wusste über die Aussage des anderen. Bis zur Entlassung blieb in vielen Fällen der Kontakt zwischen den

Die Ungewissheit über die wahren Gründe der Freilassung von einem und ‚Wertschätzung‘ vom anderen sollte Misstrauen bilden und auf Dauer die Solidaritätsbestrebung erschweren.

Machel, Mboa und ich waren auf alle Risiken gefasst. Wir sahen uns öfter, aber nur heimlich, und nur dort, wo wir uns sicher fühlten. Wir schworen Freundschaft, Loyalität und Brüderschaft. Und über dies schworen wir den Musketier-Eid: Einer für alle, alle für einen. Von nun an waren wir die ‚drei Brüder‘ und glaubten niemals uns gegenseitig wehzutun oder den anderen im Stich zu lassen. Im Falle einer Festnahme würde einer niemals die anderen Brüder verraten.

Die Fluchtpläne wurden mit Hilfe eines anglikanischen Pfarrers fertig gestellt. Er war ein Patriot im Dienste Gottes, der für das Wohlergehen der Menschen in diesem Leben kämpfte und nicht erst im Himmelparadies nach dem Tode. Als anglikanischer Pastor stand er unter der Schirmherrschaft der anglikanischen Kirche und durfte beruflich, je nach Spielraum seines Amtes und eigener Verantwortung, uneingeschränkt ins Ausland reisen. Seine Gemeinde in der Region Maputo an der Grenze zu Zululand gab ihm die Möglichkeit, für die seelische Betreuung der Menschen in Mosambik und auch im Grenzgebiet Zululand da zu sein. Er tat das öfters, je nach Ermessen vor den Augen der Grenzpolizei ohne Einwand oder Vorbedingung. Somit war der Pastor eine sehr vertraute Person, die gutes Ansehen genoss.

Hier könnte man schon, ohne Übertreibung, den kleinen Spielraum des Pastors in dieser Kolonialzeit als Privileg bezeichnen. Davon konnte man noch nicht einmal innerhalb der Katholischen Kirche träumen. Der einzige Priester überhaupt, den es im Lande gab, durfte nicht in großen Städten arbeiten. Für die portugiesische Bevölkerung und für die Behörden war er unerwünscht, da ihren Vorstellungen nach seine Präsenz das Bewusstsein der Afrikaner beeinflussen könnte. Mit dem Studium hatte sogar der heutige Kardinal Don Alexandre das Glück in